

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Mihane Sadiku ist die Mutter unserer Kolumnistin Kaltërina Latifi. Hier erzählt sie, warum sie einst aus Kosovo auswanderte, was das mit den Männern zu tun hatte, und wie sie die Schweiz heute erlebt.

Kaltërina Latifi

Das Magazin

02.04.2026

«Ich wollte frei sein und unabhängig»: Mihane Sadiku, die Mutter von Kolumnistin Kaltërina Latifi, wurde in Kosovo politisch verfolgt und emigrierte in die Schweiz.

Mama, warum bist du in die Schweiz emigriert?

Aus zwei Gründen. Erstens: Ich war eine politisch Verfolgte und hätte ein Leben in Kosovo unter den damaligen Bedingungen nicht mehr lange überlebt. Zweitens: Ich wollte der Sippenhaft, die in unserer Kultur zu jener Zeit noch sehr stark war und über alles im Leben bestimmt hat, entkommen; ich wollte frei sein und unabhängig.

Okay, eines nach dem anderen. Wie muss man sich diese Sippenhaft vorstellen, was meinst du damit? Hat es etwas mit der Frauenrolle zu tun?

Ja klar. Die Regel war, dass die Frauen zu Hause blieben; nur sehr wenige waren berufstätig. Und selbst gut ausgebildete Frauen mit eigenem Vermögen zogen meist nach der Heirat zur Familie ihres Mannes. Es war auch keine Seltenheit, dass sehr junge Mädchen verheiratet wurden – je früher, desto «besser», zumindest aus Sicht der Eltern. So galt die Tochter als versorgt, und die Eltern mussten sich keine Sorgen machen, dass man in der Nachbarschaft über sie sprach oder sie mit anderen Männern gesehen wurde. Das hätte zu viele Fragen aufgeworfen und die Ehre der Familie in Frage gestellt. Denn Frauen galten, sobald sie ein bestimmtes Alter erreichten, als Belastung für die Familie.

Warum das?

Solange eine Frau unverheiratet war, bestimmten Vater und Brüder über ihr Leben – sie stand unter der Vormundschaft der Familie. Mit der Heirat wechselte diese Verantwortung auf den Ehemann: Ab diesem Moment hatten Vater und Brüder kein Mitspracherecht mehr in ihren Angelegenheiten. Man kann sagen, die Frau wurde «weitergegeben» – die Fürsorge und Verantwortung über Tochter oder Schwester ging damit formal auf den Mann und seine Familie über. So funktionierte das damals und ist zum Teil auch heute noch so.

Man kann also festhalten: Die Eltern bestimmten über den Partner.

Arrangierte Heiraten waren damals noch Norm, aber es kam auch zu brutalen Zwangsehen – ich habe alles gesehen. Noch in den Sechzigerjahren bestimmten die Eltern, wen ihr Sohn heiraten sollte. Selbst später, als sich manches etwas lockerte, blieb der familiäre Druck stets spürbar. Beziehungen, die den Eltern missfielen, führten oft zu Konflikten. Für viele Frauen bedeutete das vor allem eines: Jede Beziehung war praktisch gleichbedeutend mit einer Heirat. Es war nicht möglich, verschiedene Partner zu haben oder einfach zu experimentieren.

Wann hast du zum ersten Mal gespürt, dass Frauen nicht als gleichwertige Mitmenschen angesehen werden?

Ich war in der achten Klasse, als eine Klassenkameradin fremdverheiratet wurde – mit einem viel älteren Mann. Es hiess, die arme Familie habe dafür Geld bekommen. Ich konnte es kaum fassen und habe meine Stimme erhoben: Wir Frauen sind doch kein Freiwild. Niemand darf so über unser Leben bestimmen. Am Schicksal meiner Freundin hat das leider nichts geändert.

Gibt es weitere Beispiele, die dich geprägt haben?

Eine prägende Erfahrung waren die albanischen Hochzeiten, die Dasmās. Als kleines Mädchen nahm mich meine Mutter zu diesen mehrere Tagen andauernden Festen mit.

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Ich begriff nicht, was da genau abging, aber die Zeremonie, die zeigen sollte, dass die Braut noch Jungfrau war, verstörte mich zutiefst. Die Schwiegermütter hingen ein blutiges Laken auf, als Beweis für die «Reinheit der Braut». Zudem wurden ekelhafte Lieder gesungen, die den Bräutigam lobten, während die Braut und ihre Familie mit Worten erniedrigt wurden. Die Botschaft war klar: Die Frau kommt in das Haus des Mannes, hat dort nichts zu sagen, soll dienen. Ich schwor mir, nie so zu heiraten.

Ich erinnere Grossmutter und Grossvater als eher moderne Menschen ...

Mein Vater war in vieler Hinsicht sehr modern, ja. Er arbeitete, gab das verdiente Geld aber sofort meiner Mutter, die es verwaltete. Viele Frauen der Generation meiner Eltern trauten sich nicht, allein das Haus zu verlassen, einkaufen zu gehen und solche Dinge – weil es sich einfach nicht gehörte. Meine Mutter schon. Sie entschied selbst, ob sie Freundinnen besuchte, ohne vorher ihren Mann zu fragen. Eifersucht zeigte mein Vater nie, und das, obwohl meine Mutter ein kommunikationsfreudiger, geselliger Mensch war. Für damalige Verhältnisse war das aussergewöhnlich.

Ihm war aber auch Bildung wichtig.

Ja, Bildung und Selbstbestimmung. Er war Autodidakt, hat sich selbst Lesen, Schreiben und sogar das kyrillische Alphabet beigebracht, indem er als Kind Buchstaben in Baumstämme ritzte. Stifte und Papier hatten sie keine. Die Frauen der Gemeinde, in der meine Eltern lebten, nannten ihn einen Demokraten, weil er für Freiheit und Gleichberechtigung einstand. Natürlich spürte er in manchen Dingen den Druck der Sippschaft, aber er handelte oft vernünftig und hörte auf seine Frau.

Hat sich die Familie bei deiner Partnersuche eingemischt?

Nein, wir waren frei in der Wahl unserer Partner. Allerdings mussten wir uns schnell verloben, um Gerede in der Nachbarschaft zu vermeiden. Es gab Eltern, die ihre Töchter wegschickten und zwangen, einen Fremden zu heiraten, sobald sie merkten, dass sie eine nicht von ihnen genehmigte Beziehung eingegangen waren – bei uns war das zum Glück nicht so.

Wie bist du aus diesem System ausgestiegen?

Es war ein langer Weg, glaub mir. Über die Details möchte ich hier nicht sprechen, es ist zu privat. Aber ich glaube, dass meine Eltern eine entscheidende Rolle gespielt haben. Sie haben uns vorgelebt, wie es anders geht. Sie haben mir einen Freiheitsdrang mitgegeben. Ausserdem konnte ich mich nie mit der Rolle der Frau in unserer Kultur abfinden. Besonders zuwider war mir diese ständige Einmischung der Sippe, die ich anfangs erwähnte – sei es die Familie des Ehemannes oder die allgegenwärtige rückgewandte Mentalität des sozialen Umfelds.

Und der glaubtest du in der Schweiz entkommen zu können ...

Das habe ich wirklich geglaubt, zumindest gehofft. Ich wollte einfach ein eigenes Zuhause haben – nur mit meinem Mann und den Kindern, ohne ständige Einmischung der Familie. Aber wenn man fremd ist, hält man sich automatisch an Seinesgleichen, weil man dort Halt und Zugehörigkeit findet. Auch wenn ich mich von der Familie meines Mannes lösen konnte, haben wir uns doch mehrheitlich in der albanischen Gemeinschaft bewegt. Und damit war dieser Druck auch in der Schweiz da: was die anderen sagen.

Du bist im Jahr 1986 in die Schweiz emigriert. War das eigentlich ein gemeinsamer Entscheid von dir und Vater?

Nein, zuerst ist dein Vater in die Schweiz gekommen. Ich bin ihm später nachgefolgt. Auch er wurde in Kosovo verfolgt, war lange im Gefängnis...

Warum war er inhaftiert?

Aus politischen Gründen – obwohl wir eigentlich nichts Konkretes getan hatten. So ging es vielen von uns. Wir waren jung, siebzehn oder achtzehn Jahre alt, dein Vater ein paar Jahre älter.

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Wir trafen uns, sprachen über die politische Situation, über die Unterdrückung der Albaner in Kosovo und darüber, dass Kosovo mehrheitlich albanisch war. Wir hatten keine Flugblätter verteilt, keine Demonstrationen organisiert, nichts davon. Nur Gespräche unter Freunden. Trotzdem wurde dein Vater zu vier Jahren Haft verurteilt.

Wie lebten die Albaner unter dem serbischen Regime?

Kosovo war reich an Bodenschätzen, doch dieser Reichtum kam der albanischen Bevölkerung nicht zugute. Selbst grundlegende Rechte mussten erkämpft werden. Als deine Grosseltern Kinder waren, gab es noch keine albanischen Schulen. Nach langen Protesten, die von der serbischen Polizei gewaltsam unterdrückt wurden, eröffnete 1970 in Pristina die erste albanischsprachige Universität. Junge Menschen wurden verhaftet, misshandelt oder getötet, weil sie in ihrer eigenen Sprache studieren wollten.

Aber in Kosovo lebten schon damals über 90 Prozent Albaner!

Wir galten als Bürger zweiter Klasse. Unsere Sprache, unsere Kultur, selbst der Verweis auf Albanien oder die albanische Fahne waren verboten und wurden hart bestraft. Ich erinnere mich, wie Besucher aus Albanien in unseren Ort kamen. Wir Kinder waren so begeistert, wir sahen zum ersten Mal Albaner aus Albanien! Wir empfingen sie voller Freude. Aber kurz danach tauchte die serbische Miliz auf, steckte uns ins Gefängnis...

Moment, euch Kinder?

Ja, wir waren dreizehn, vierzehn Jahre alt, sie schrien uns an und schlugen einen von uns – als Warnung an uns alle. Sie wollten nicht, dass wir Kontakt hatten mit Albanern aus Albanien.

Alles «Albanische» war also verhasst...

So war das. Ich glaube nicht, dass die Menschen in der Schweiz sich das wirklich vorstellen können, wie wir gelebt haben. Ich erinnere mich noch, wie jemand aus meiner Familie Ende der Sechzigerjahre eine albanische Fahne auf unserem Dach hisste: Ein Zeichen, dass es uns und unsere Kultur auch noch gab. Ich war etwa acht Jahre alt. Das war eine Sensation, es war aber vor allem ein Tabubruch, sich so etwas zu wagen! Tatsächlich versammelten sich Serben aus der Nachbarschaft vor unserem Haus, sie hatten Äxte dabei und drohten, meinen Vater zu töten. Das vergesse ich nie.

Du hast gesagt, du seist eine politisch Verfolgte gewesen.

Ich war gerade achtzehn Jahre alt geworden, als man mich zum ersten Mal verhaftete. Es genügten anonyme Anschuldigungen, um verhaftet und gefoltert zu werden. In unserem Klassenzimmer hatte jemand das Bild von Tito entfernt (Josip Broz Tito war Präsident der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawiens, Anm. der Red.). Niemand wusste, wer das getan hatte. Es war aber eine Gelegenheit für die serbische Miliz hart durchzugreifen. Wir wurden wie Schwerverbrecher behandelt, ich wurde über einen Monat ohne Gerichtsverfahren inhaftiert.

Wie ging es weiter?

Nach meiner Entlassung holte ich den verpassten Unterricht nach. Ich wollte nicht aufgeben. Doch die Verhaftungen hörten nicht auf. Ich wurde immer wieder abgefangen, geschlagen, eingesperrt. Später begann ich ein Medizinstudium. Auch das wollte das Regime verhindern, doch ein Professor setzte sich für mich ein. Die serbische Polizei hat mich aber nie mehr in Ruhe gelassen, mich regelmässig verhaftet, mich für mehrere Wochen ins Gefängnis gesteckt, zum Teil auch Einzelhaft. Ich musste auf dem kalten Betonboden schlafen; sie haben mich geschlagen, mit der Faust, oder mich an den Haaren gepackt und mich herumgeschleudert. Dieses Leben, wenn man es so nennen kann, hielt an, bis ich schliesslich in die Schweiz kam.

Wurde dir in der Schweiz ermöglicht, dein Medizinstudium fortzusetzen?

Nein. In der Schweiz ging es zunächst nur ums Überleben. Arbeiten, Geld verdienen, bleiben dürfen.

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Wie hast du den Anfang in der Schweiz erlebt?

Es war ein fremdes Land mit einer fremden Kultur. Die grösste Angst war, die Arbeit zu verlieren – denn damit hätten wir auch unsere Aufenthaltsbewilligung verloren. Und die Sprache, eine grosse Hürde. Adelbodnerdeutsch unterschied sich stark von Hochdeutsch, das ich aus dem Fernsehen kannte. Ich lernte viel über das Fernsehen und besuchte später Sprachkurse. Sprache war mir immer wichtig, aber der Dialekt war und ist auch heute ein Problem für mich, ich habe mich nie damit anfreunden können.

Und die Arbeitsbedingungen in diesen ersten Jahren in der Schweiz?

Schwierig. Ich habe zu Beginn in einem Hotel in Adelboden gearbeitet. Ich hatte keinen einzigen Tag frei, von Montag bis Sonntag durcharbeiten. Und wenn die Leute spät ins Hotel kamen nach dem Skifahren, sagte der Chef immer: Hier, Mihane macht ein gutes Fondue. Ein Nein hätte mich den Job gekostet. Der Chef sprach von Gewinn – für mich bedeutete es Erschöpfung. Ich wurde sehr krank, der Arzt schrieb mich arbeitsunfähig. Nach meiner Rückkehr wurde ich dann entlassen. Aber wir hatten auch gute Erfahrungen, ich fand gleich danach Arbeit in einem Restaurant im Dorf. Dort waren die Bedingungen deutlich besser.

Wie siehst du die Situation der albanischen Diaspora in der Schweiz, haben wir uns weiterentwickelt – was sticht positiv hervor, was weniger positiv?

Positiv ist sicher, dass wir hier Zugang zu Bildung hatten – das ist ein grosses Plus. Viele von uns sind heute gut ausgebildet und stehen mit beiden Füßen im Berufsleben. Und trotzdem habe ich gemerkt, auch während meiner Zeit als Beraterin für Integration, dass in vielen Familien noch immer der Mann über die Frau bestimmt. Natürlich gibt es Ausnahmen, das gilt nicht für alle. Aber die Tendenz ist deutlich.

Wo siehst du das besonders?

Besonders sichtbar wird das bei Männern, die Frauen aus Kosovo heiraten und sie in die Schweiz holen. Oft entscheidet dann der Mann, ob die Frau überhaupt einen Deutschkurs besuchen darf. Das habe ich sehr häufig erlebt – viele Männer stellten sich dagegen. Solange sich die Frau hier nicht selbst zurechtfindet, bleibt sie abhängig von ihm. In diesem Punkt müssen wir als Gemeinschaft an uns arbeiten. Wir müssen verstehen, dass eine Frau ein eigenständiges Individuum ist – genauso wie der Mann es ist.

Welche Rolle hat eigentlich die Religion bei uns Albanern?

Zu meiner Zeit war Religion eigentlich kein grosses Thema in Kosovo. Klar, man sagte: Ich bin muslimisch, ich bin katholisch, ich bin orthodox. Aber es hatte nicht diese Bedeutung und war längst nicht so ausgeprägt wie heute.

Wie erklärst du dir, dass die Islamisierung vieler Albanerinnen und Albaner in Kosovo vor allem nach der Befreiung 1999 eingesetzt hat? Der Islam in der Form, wie er heute propagiert wird, war uns früher fremd: In die Moschee gingen höchstens die Grossväter, Frauen trugen keine Verschleierung. Wie kam es zu diesem Wandel?

Nach dem Krieg wurde Kosovo gewissermassen zu einem offenen Feld für unterschiedliche externe Strömungen. Viele dieser Akteure handelten nicht im Interesse der albanischen Bevölkerung, sondern verfolgten eigene politische oder ideologische Ziele. Ich persönlich hätte mir gewünscht, dass uns vor allem demokratische, fortschrittliche Staaten beim infrastrukturellen und mentalen Wiederaufbau unterstützen – europäische Länder ebenso wie die USA.

Stattdessen aber...

... kamen auch andere Bewegungen ins Land und nutzten die Situation aus: Die Menschen waren arm, orientierungslos und suchten Halt. Genau diesen Halt versprach der politische Islam. In der Folge wurde die Islamisierung fast zu einer Art Mode, der sich nun auch die jüngeren Generationen anschliessen scheinen.

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Dabei genügte es, einen Blick in Länder wie den Iran zu werfen, um zu sehen, wie sehr Frauen unter genau dieser Form religiöser Kontrolle leiden. Dennoch wird versucht, die Verschleierung der Frau auch bei uns als etwas Normales darzustellen.

Warum lassen wir es zu, dass unsere eigene albanische Kultur so stark beeinflusst und manipuliert wird? Wenn ich dir oder meinem Vater als Jugendliche gesagt hätte: «Ich bin jetzt Muslima und trage Kopftuch», wärt ihr entsetzt gewesen, ihr hättet es als Verletzung eures Albanertums empfunden. Oder täusche ich mich?

Nein, du täuschst dich nicht. Auch ich verstehe nicht, warum diese uns eigentlich fremde Kultur so bereitwillig übernommen wurde. Sicher ist jedoch, dass hier gezielte Einflussnahmen stattfinden – auch durch externe Akteure, die versuchen, religiöse Tendenzen zu steuern und zu verstärken. Bei der Islamisierung handelt es sich nicht um einen spontanen, organischen Prozess, sondern um bewusste Lenkung.

Und wer lenkt?

Saudiarabien und die Türkei investieren beispielsweise intensiv in Kosovo, etwa wird in Pristina derzeit mit türkischen Geldern **eine der grössten Moscheen Europas gebaut.**

Wie erklärst du dir diese Entwicklung bei Albanerinnen und Albanern in der Schweiz?

Ich unterstütze diese Entwicklung nicht und betrachte sie mit grosser Sorge. Wer sich entscheidet, in der Schweiz zu leben, hier Wurzeln zu schlagen, muss auch die hiesigen gesellschaftlichen Werte respektieren – die Gesetze ohnehin. Kinder sollten frei und ohne ideologische Zwänge aufwachsen können. Es darf nicht sein, dass ihnen von klein auf religiöse Praktiken aufgezwungen werden: Moscheebesuche, Verschleierung, das Auswendiglernen von Texten auf Arabisch, also in einer Sprache, die sie nicht verstehen, und eine frühe Indoktrinierung. Der Glaube ist eine private Angelegenheit und kann im persönlichen Umfeld gelebt werden. Problematisch wird es, wenn er in Institutionen getragen und öffentlich ausgebreitet wird.

Nicht wenige Linke argumentieren, das Kopftuch sei Ausdruck von Emanzipation und Freiwilligkeit.

[Das Kopftuch hat mit Freiwilligkeit](#) nichts zu tun. Es ist das Ergebnis früher Indoktrinierung. Wenn Mädchen von klein auf hören, das Kopftuch sei Teil ihrer Kultur und Identität, ihres Glaubens, und Gott liebe sie nur unter bestimmten Bedingungen, dann wird diese Ideologie tief verinnerlicht. Unter solchen Umständen kann man nicht von einer freien Entscheidung sprechen. Es handelt sich um Manipulation. Es ist vergleichbar mit der Vorstellung, Frauen müssten dem Mann gehorchen oder bestimmten moralischen Regeln folgen – wobei sich diese «Moral» fast ausschliesslich auf die Sexualität bezieht. Die Botschaft ist immer dieselbe: Die Frau ist dem Mann nicht gleichgestellt. Wenn man behauptet, das Kopftuch sei freiwillig, müsste man konsequenterweise auch sagen, dass die Unterordnung der Frau unter den Mann freiwillig sei.

Aber die Religionsfreiheit...

Das Kopftuch hat doch mit Religion nichts zu tun, es ist eine Machtdemonstration. Man beruft sich natürlich gerne auf religiöse oder traditionelle Normen – ähnlich wie früher auf den Kanun (historisches albanisches Gewohnheitsrecht, das soziale Regeln, Ehre, Familie und Blutrache innerhalb der Gemeinschaft festlegt, Anm. der Red.). Doch wir leben heute nicht mehr im Mittelalter. Der Kanun ist ein Studienobjekt, keine Rechtsgrundlage. Genauso sollte man auch mit Religion umgehen: Sie muss sich weiterentwickeln. Es ist absurd anzunehmen, dass Gott in einer hoch technologisierten, modernen Welt von Frauen verlangt, sich zu verhüllen, nur weil sie Frauen sind. In manchen Auslegungen dürfen Frauen nicht einmal ihre Stimme öffentlich erheben, schau nach Afghanistan. Das ist nichts anderes als Unterdrückung.

Bundesrat Beat Jans sagte, der Islam gehöre zur Schweiz.

Man kann das schon so sagen – aber man muss sehr genau hinschauen und präzisieren, welcher Islam gemeint ist.

Wir Frauen sind doch kein Freiwild

Viele Menschen haben den Koran nie selbst gelesen, und wenn man unterschiedlichen Imamen zuhört, merkt man schnell: Jeder legt ihn anders aus. Es gibt Bewegungen, die versuchen, der Schweiz eine Form des Islam aufzudrängen, die mit Gleichberechtigung und grundlegenden Schweizer Werten unvereinbar ist. Islam ist nicht gleich Islam. Diese Unterscheidung wird zu selten gemacht. Ich glaube, bei der Islamisierungswelle der letzten zwanzig Jahre handelt es sich um eine Bewegung, die Macht anstrebt. Und einer solchen Bewegung sollten wir hier in der Schweiz keinen Platz einräumen.

Und sag, willst du einmal zurück in deine erste Heimat?

Nein.

Warum nicht?!

Klar, ich bin Albanerin, doch die albanische und die schweizerische Kultur unterscheiden sich stark. Seit meiner Emigration in die Schweiz habe ich mich hier eingelebt, weiterentwickelt und sehe die Welt heute anders. Die Schweiz ist für mich zur Heimat geworden. Wenn ich in Kosovo zu Besuch bin, kann ich sehen, wie stark Lebensweisen und Mentalitäten dort noch traditionell geprägt sind. Ein freies, selbstbestimmtes Leben ist dort noch keine Selbstverständlichkeit; Menschen werden weiterhin aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung ausgegrenzt.

Mihane Sadiku wurde 1960 in Gjyrishec geboren, einem kleinen Dorf in Kosovo. Sie wuchs als eines von sechs Kindern auf. Sie studierte Medizin an der Universität Pristina. Doch bevor sie das Studium abschliessen konnte, emigrierte sie in die Schweiz. Zuerst arbeitete sie in Restaurants und Hotels als Hilfskraft, später engagierte sie sich im sozialen Bereich, machte eine Ausbildung zur Migrationsfachfrau und war fast drei Jahrzehnte lang als Beraterin, Übersetzerin und Dolmetscherin in Bern tätig.

Kaltërina Latifi ist Kolumnistin bei «Das Magazin».